

Petra Nölkensmeier

aus Deutschland



Stipendien-Aufenthalt in Ghana

vom 04. November bis 18. Dezember 2001

Verbreitung und Nutzen des Internets in Afrika: Beispiel Ghana

Von Petra Nölkensmeier

Ghana, vom 04.11. bis 18.12.2001
betreut von der Heinz-Kühn-Stiftung

Inhalt

1. Zur Person	444
2. Vorbereitung	444
3. Daten und Zahlen: Die Vorgeschichte	444
4. Vom „Surfer’s Paradise“ nach „Cyberia“: der Erfolg der Internet-Cafés	445
5. Telekommunikation in Ghana: Die Akteure	448
– Die Politik	448
– Telefondienstleister	449
– Internetanbieter	450
6. Projekte im Bildungswesen: Die African Virtual University	452
7. Projekte im Gesundheitswesen: HealthNet Ghana	454
8. Das Betreten von „jungfräulichem Territorium“: Ausländische Investoren	455
9. Wo geht’s hier zum Silicon Valley? Alte und neue IT-Pioniere	456
10. Brot und/oder Computer? IT in der Entwicklungshilfe	459
11. Krummen Geschäften auf der Spur? Journalisten und das Netz	460
12. Schlussbemerkung	462

1. Zur Person

Petra Nölkensmeier, geboren 1975 in Salzkotten/Kreis Paderborn, studierte Journalistik, Geschichte und Politik in Dortmund. Freie Mitarbeit und Praktika bei diversen Medien, darunter RTL, dpa und Spiegel Online. 1996/97 Volontariat bei der Deutschen Welle in Köln und Berlin. Der Wunsch, Afrika selbst zu sehen, wurde durch eine Studienarbeit zum Afrikabild in britischen und deutschen Zeitungen geweckt. Inzwischen als freie Journalistin in Berlin.

2. Vorbereitung

„Gibt es denn da so was überhaupt?“ Die Reaktion kam nun schon ziemlich oft, wenn es um Ziel und Thema meiner Reise ging. „Ja, da gibt es so was.“ – „Da“, das ist Ghana. Und „so was“, das ist das Internet.

Soviel wusste ich vor der Reise: Dass das Internet Autoren zu sehr gegensätzlichen Prognosen provoziert hatte, auch im Hinblick auf seine Bedeutung für afrikanische Länder. Mitte der 90er Jahre, auf dem Höhepunkt der Cyber-Euphorie, veröffentlichte die Weltbank ein Papier, das eine einmalige Chance prophezeite: „Die Revolution der Informationstechnologie bietet Afrika eine dramatische Gelegenheit, sich direkt in die Zukunft zu befördern. Jahrzehnte des Niedergangs könnten bald zu Ende sein.“ Die neuen Möglichkeiten sollten die dringendsten Probleme afrikanischer Länder lösen helfen und den Kontinent auf die „Überholspur“ des Datenhighway schicken. Allzu gern wurde auf das Vorbild Indien hingewiesen, dessen neue Wissenselite sogar in den reichen Länder gefragt ist. Kritiker nannten das Netz wohl nicht zu unrecht die „neue Wunschmaschine“.

Denn obwohl in Afrika zwölf Prozent der Weltbevölkerung leben, gibt es dort nur zwei Prozent aller weltweit verfügbaren Leitungen. Allein der New Yorker Stadtteil Manhattan hat mehr Internet-Anschlüsse als ganz Afrika. In einem Interview des Nachrichtenmagazins „Der Spiegel“ äußerte sich der südafrikanische Ökonom Themba Sono denn auch pessimistisch: „Es hat keinen Sinn, mit Afrikanern über das Internet zu reden, wenn sie nicht lesen und schreiben können.“

Es ergibt sich also die Frage: „Gibt es denn da so was überhaupt?“

3. Daten und Zahlen: Die Vorgeschichte

Zum ersten mal ging Ghana bzw. ein Rechner in Ghana 1990 ins Netz. In einem Pilotprojekt zur Email-Anbindung der Universitäten wurde damals die

Verbindung zu einem Server in London hergestellt. Nachrichten konnten so zunächst dreimal in der Woche ausgetauscht werden. Eine alle Dienste umfassende permanente Verbindung zum Internet machte 1995 die Firma „Network Computer Systems“ möglich. Zu diesem Zeitpunkt gab es übrigens kaum mehr als eine Handvoll afrikanischer Staaten mit Zugang zum Netz. Seither ist seine Nutzung auf dem gesamten Kontinent wie auch in Ghana immens gestiegen. Schätzungen über die Verbreitung des Internets insgesamt gehen je nach Definitionsgrundlage weit auseinander. Der für Ghana zuständige Chef des Internet-Providers „Africa Online“ sagte im Interview, dass es im Land nahezu 80.000 User gibt – nach seinem Verständnis sind das Personen, die mindestens einmal im Monat das Netz aufsuchen. Die Organisation „balancing act“, die sich mit der Entwicklung des Internets in Afrika beschäftigt, meint dagegen, dass inzwischen etwa 500.000 der insgesamt etwa 19 Millionen Ghanaer in irgendeiner Form Zugriff auf das Internet haben. Damit liegt das Land deutlich hinter Südafrika und Ägypten, nimmt aber innerhalb des Kontinents eine gute Position im Mittelfeld ein.

Das Einwählen ins internationale Netz erfolgt durch eine direkte Verbindung über Satellit, vom Provider zu einem der großen Hauptserver im Ausland. Innerhalb Ghanas existierten, zumindest bis ins Jahr 2001 hinein, keine Verbindungen zwischen den Servern. Der „Umweg“ über das Ausland muss übrigens in vielen afrikanischen Ländern auch beim Telefonieren unternommen werden. Da zum Teil nicht einmal Nachbarstaaten miteinander verbunden sind, werden dabei nach wie vor hohe Vermittlungskosten fällig. Mangelnde Infrastruktur, insbesondere die geringe Bandbreite, erschweren die Verbreitung der neuen Informationstechnologie in entscheidendem Maße. Die meisten Internet-Provider können auf einen Zugang mit einer Kapazität von 2 Mbit/s zurückgreifen. Das entspricht etwa der Kapazität von drei DSL-Anschlüssen oder 18 ISDN-Leitungen in Deutschland. Wegen der begrenzten Bandbreite müssen sich die Kunden der Provider teilweise auf Übertragungsgeschwindigkeiten von weniger als 1 Kbit/s einstellen. Die Übertragung einer nur mit Text versehenen Schreibmaschinenseite liegt dann bei etwa 40 Sekunden. Um die Übertragungszeit nicht zu sehr zu drücken, halten die Provider die Zahl ihrer Einwählzugänge niedrig. Bis eine Verbindung gelingt, sind daher oft mehr als zehn Versuche notwendig.

4. Vom „Surfer’s Paradise“ nach „Cyberia“: Der Erfolg der Internet-Cafés

Sogar der Apostel Paulus hat schon seinen Namen einem Internet-Café in Accra geliehen. Doch auf göttlichen Beistand sind die vielen Cafés, die an

allen Ecken der Hauptstadt aufmachen, jedoch nicht angewiesen. Allein in Accra soll es mehr als 100 von ihnen geben, im ganzen Land wird ihre Zahl auf über 150 geschätzt – und seit Monaten werden es stetig mehr. Dabei ist Internet-Café nicht gleich Internet-Café. Da gibt es zum Beispiel solche Treffpunkte wie das „Towers“, das direkt neben einem der beliebtesten Fastfood-Restaurants der Stadt liegt. Im „Towers“ gibt es etwa zwanzig Rechner und dazu eine Bar mit kühlen Getränken. Viele, die hier entspannt durchs World Wide Web ziehen, sind weiße Touristen, die ihren Lieben in Maryland oder München schöne Grüße schicken. Im Hintergrund läuft MTV. Viele Internet-Treffs in Osu, dem Renommiertviertel Accras, sehen so aus. „Inzwischen gibt es hier acht davon“, sagt Radj, Mitarbeiter eines indisch geführten Cafés. Als seine Kollegen und er im September 2000 anfangen, habe es nur zwei weitere Konkurrenten gegeben. Mit dem gestiegenen Wettbewerb fielen dann die Preise: Eine Stunde im Netz kostet nur noch 6.000 statt 12.000 Cedis. Doch was heißt schon „nur“? Der Mindestlohn in Ghana liegt bei 5.000 Cedis pro Tag, das sind etwa 70 US-Cent.

Die Kosten halten die allermeisten Ghanaer davon ab, an einen privaten Internet-Anschluss auch nur zu denken. Wenn ein „kaum gebrauchter“ Computer schon als Preis einer großen Tombola durchgeht, sind neue Geräte nur für die Elite der Elite bezahlbar. Bis zu drei Millionen Cedis kostet ein Pentium II-Rechner mit einer Frequenz von 266 Mhz. Umgerechnet entspricht das den Preisen, die auch in Europa oder den USA gelten – wobei ein durchschnittlicher Ghanaer aber weitaus weniger verdient als ein durchschnittlicher Europäer oder Amerikaner. Ein ghanaischer Arzt hat zum Beispiel einen Lohn von rund 150 Dollar im Monat zu erwarten, dafür würde er gerade mal ein Faxmodem und eine Soundkarte bekommen. Nur sehr wenige können daher einen Rechner ihr Eigen nennen. Zum Vergleich: Während in den USA 1999 auf 100 Einwohner 51,05 PC's kamen, waren es in Ghana nur 0,25. Und darum suchen viele Ghanaer ein Internet-Café auf, wenn sie ins Netz gehen wollen, so wie Hayford El Amanky.

Hayford besucht eines jener anderen Cafés, die in einem schlichten Schild keinen anderen Namen tragen außer eben „Internet-Café“. Es liegt fernab der großen Straßen Accras und ist eigentlich eines jener Communication Centres, wie es sie selbst in zahlreichen ghanaischen Dörfern gibt: Kommunikation heißt dabei in erster Linie telefonieren. Wer kein eigenes Telefon hat – und das sind die meisten – kommt hierher, schreibt die gewünschte Nummer auf einen kleinen Zettel und reicht sie einem Angestellten. Der wählt dann und reicht, sofern die Verbindung gelingt und jemand am anderen Ende abnimmt, den Hörer weiter. Oft kommen solche Gespräche in einer kleinen Hütte mit nur einer Leitung zustande. In diesem Communication Centre gibt es dagegen mehrere Telefone und einen weiteren Raum mit fünf Computern, vor denen sich recht unterschiedliche User versammelt haben. Da gibt es eine

Gruppe ghanaischer Schulmädchen, die kichernd um die Tastatur balgen, weil sie endlich auch mal mit dem Jungen im Chat flirten wollen. Da sitzt direkt daneben ein Student, der sich über die Visa-Lotterie der USA informiert. Und da ist auch Hayford mit seinem handgeschriebenen Brief.

Normalerweise würde er einen Mitarbeiter des Cafés bitten, den Brief in den Computer zu tippen, um ihn dann als Mail zu verschicken. Da er eine deutsche Journalistin mit einer Neugier für User-Interessen neben sich sitzen hat, ergibt sich schnell ein Deal: Antworten gegen Abschreiben. Der Brief ist an einen Kollegen in den USA gerichtet, der für dieselbe Firma arbeitet wie Hayford. Vor einiger Zeit habe er ein Paket nach Amerika geschickt, doch keine Antwort erhalten. Inzwischen seien ein paar Monate vergangen und er wolle nun per Mail fragen, ob das Paket überhaupt angekommen sei. Drei Minuten dauert das etwa. Drei Minuten statt drei Wochen. Solange dauert es nämlich, bis ein normaler Brief von Accra aus in den USA ankommt. Manchmal ist er auch schon nach drei Tagen da. Kommt immer drauf an, wann gerade ein Flugzeug mit Luftpost an Bord startet.

Fast alle Kunden kommen, um Mails zu schreiben, bestätigt auch Esther Amevor. Zusammen mit ihrem Mann Francis hat sie das Internet-Café „Nexus“ in Ho gegründet, Hauptstadt der Region Volta im Osten Ghanas. Dort ist das Internet langsamer, wie eigentlich fast überall außerhalb von Accra. Das liegt daran, dass es selbst in Provinzstädten wie Ho oder Tamale im Norden keine lokalen Server gibt. Über ein Ferngespräch muss erst die Verbindung in Accra hergestellt werden. Darum kostet in Ho eine Stunde im Netz mit 12.000 Cedis auch das doppelte wie in der Hauptstadt. Um nur eine Minute lang mit einem Verwandten oder Freund im Ausland zu sprechen, muss ein Ghanaer aber bereits 7.000 Cedis zahlen. So gesehen ist das Netz wiederum die billigste Form der Kommunikation. Allein in Deutschland leben immerhin mehr als 20.000 Ghanaer. „Viele Leute sind erstaunt, dass alles so schnell geht“, sagt Esther Amevor. „Es ist ein schönes Erlebnis, wenn Leute, die noch nie einen Computer berührt haben, zum ersten Mal eine Mail schreiben, Antwort bekommen und Freude daran haben.“ Nur etwa zehn Prozent gingen ins Netz, um Informationen zu sammeln. Dabei spiele die Suche nach Stipendien eine große Rolle. Gerade junge Leute begeistern sich für das Web. Manche geben ihre Mailadresse so stolz heraus wie sie auch das neu erworbene Handy vor sich auf dem Tisch positionieren. Die allermeisten haben ihren Account bei amerikanischen Anbietern wie Yahoo oder Hotmail. Nur wenigen Kunden müsse sie die Bedienung der Computer noch erklären, sagt die gelernte Chemikerin. Einige kommen erstmals über die Universität in Kontakt mit dem Netz. Andere besuchen den mehrstündigen Kurs, den das „Nexus“ anbietet. Seit vier Jahren betreiben Esther und Francis Amevor nun ihr Café. Ihr größtes Problem? „Horrende Telefonkosten!“

5. Telekommunikation in Ghana: Die Akteure Die Politik

Es sei nicht ganz einfach, das Ministerium für Kommunikation zu erreichen, hatte bereits einer meiner Interviewpartner, Chef des Internet-Providers „Africa Online“, gewarnt. Zwar hatte ich endlich eines der überaus seltenen Telefonbücher von Accra in der Hand und damit eine erste Möglichkeit der Kontaktaufnahme. Doch ohne einen konkreten Ansprechpartner würde ich dort telefonisch nicht weiterkommen, so der Internet-Fachmann, und per Mail sei das Ministerium auch nicht so ohne weiteres erreichbar. Wie er also selbst mit dem Ministerium für Kommunikation kommuniziert? „Ich spreche persönlich dort vor.“ Doch auch diese Möglichkeit birgt ihre Tücken, da das Ministerium – wie alle Institutionen oder Personen in Ghana – über keine Adresse verfügt bzw. niemand aus dem Stegreif die Straße nennen kann und das Gebäude selbst auch keine Hausnummer trägt. Dirigiert man den Taxifahrer also auf gut Glück in das Regierungsviertel der Hauptstadt, taucht ein weiteres Problem auf. Welches Ministerium ist denn nun gemeint, das für Information oder das für Kommunikation? Zu allem Überflus sind offenbar beide Regierungszweige zuletzt umgezogen, und so scheint die Feststellung mancher Autoren zu stimmen: Moderne Technologie habe es in Entwicklungsländern auch deshalb schwer, weil verschiedene Ministerien sich um Kompetenzen stritten. Außerdem hätten viele Regierungen keine klaren Grundsätze zum Umgang mit Informationstechnologie festgelegt.

Beide Vorwürfe können im Falle Ghanas so nicht stehen bleiben, stelle ich fest, als ich endlich im Büro von Joseph Tetteh sitze, Assistant Director am Ministerium für Kommunikation und Technologie. Der Wirrwarr um die Bezeichnungen lässt sich schnell lichten. Seit dem Regierungswechsel Anfang des Jahres seien die Zuständigkeiten neu geordnet worden. Früher habe man sich auch um den Bereich Transport gekümmert, stattdessen sei eben die Technologie hinzugekommen. Das Internet gehört nun allein zu unserem Ressort, erklärt Tetteh, während sich das Informations-Ministerium allgemein um Medien kümmere. Auch die alte Regierung habe sich bereits mit Telekommunikation auseinandergesetzt. Sie sorgte Mitte der 90er Jahre für eine Liberalisierung des Marktes. Der staatliche Telefonkonzern „Ghana Telecom“ wurde teilweise privatisiert. Damals wurde außerdem die Firma „Western Telesystems“ zugelassen, sie ist mit wenigen tausend Telefonleitungen aber weit unter den Erwartungen geblieben. Doch auch „Ghana Telecom“ konnte die Leitungen auf nicht mehr als derzeit 250.000 Leitungen im ganzen Land erhöhen. Den Bedarf beziffert Tetteh dagegen auf rund 600.000. Das Problem sei in erster Linie die Finanzierung, meint der Regierungsvertreter. Weiterhin gelte der Standort Afrika als Risikofaktor. Es sei nicht leicht, ausländische Investoren für sich zu gewinnen.

Doch die neue Regierung um Präsident Kufuor ist im Januar 2001 mit dem Anspruch angetreten, ein „goldenes Zeitalter der Wirtschaft“ zu verwirklichen. Um Geldgeber ins Land zu holen, die vor allem Informationstechnologie voranbringen sollen, erarbeitet das Ministerium daher entsprechende Rahmenbedingungen. In dem Entwurf („IT policy framework for Ghana“) wird festgestellt, dass IT erst effizientes Management möglich mache und dieses wiederum Voraussetzung sei für soziale und wirtschaftliche Entwicklung. Als Vorbild nimmt Ghana sich ausdrücklich asiatische Staaten wie Singapur, Südkorea, Taiwan und Malaysia. Auch diese Länder seien früher wenig entwickelt gewesen und hätten dank ihres Eintritts in die Computer-Ära an reichere Regionen anschließen können. Ziel müsse es daher sein, einem solchen Beispiel nachzueifern, um bis 2010 ein Wirtschaftswachstum von mindestens acht Prozent zu erreichen. Recht ehrgeizig sei das Papier, schränkt Tetteh mit verlegenem Lachen ein. Bis es tatsächlich im Parlament beschlossen werde – nächstes Jahr, vielleicht – müsse der ein oder andere Unterpunkt vielleicht doch geändert oder sogar gestrichen werden. Zentral sei die Bildung bestimmter Gremien, wie der „National Information Technology Agency“, die IT zur Chefsache machen sollen – auch der Präsident ist beteiligt. Neue Impulse verspricht außerdem das Ablauf einer Frist. Ab Frühjahr 2002 werden weitere Anbieter in den Telefonmarkt einsteigen können. Und damit erhofft sich die Regierung auch weitere Investitionen.

Telefondienstleister

Noch darf sich „Ghana Telecom“, kurz GT, jedoch fast als Alleinanbieter fühlen. Der Konkurrent „Western Telesystems“ spielt so gut wie keine Rolle, eine dritte Firma hat den Betrieb gar nicht erst aufnehmen können. Und darum ist „Ghana Telecom“ auch fast alleiniger Blitzableiter für alle Unzufriedenen, die auf Telefonleitungen angewiesen sind: Privatleute, die Betreiber der Internet-Cafés, die Internet-Provider. Zu unzuverlässig sei das Netz von Ghana Telecom, zu hoch die Preise. Marketing-Leiter Muinnudin Mohamed versucht zu relativieren. „Als wir 1997 hier angefangen haben, gab es in Ghana nur 70.000 Telefonleitungen. Das hieß, auf 1000 Menschen kamen 8 Leitungen. Bis Ende 2003 werden wir die Zahl auf 20 pro 1000 erhöht haben. Das ist eine bemerkenswerte Entwicklung.“ Wenn Mohamed von „wir“ spricht, meint er Telecom Malaysia. Zwar gehört Ghana Telecom noch zu 70 Prozent dem Staat. Die restlichen 30 Prozent werden jedoch mehrheitlich von der malaysischen Telefongesellschaft dominiert, die auch das GT-Management stellt. Innerhalb des Unternehmens habe man einiges ändern müssen, deutet Mohamed vorsichtig an, um die Arbeitsmoral sei es nicht gut bestellt gewesen. Nicht, dass da etwas falsch verstanden

wird. Doch pünktlich zur Arbeit erscheinen, zuverlässig sein, den Service am Kunden in den Mittelpunkt stellen – diese Maximen hätten zum Teil erst in Kursen vermittelt werden müssen.

In erster Linie aber habe die wirtschaftliche Lage „Ghana Telecom“ schwer zu schaffen gemacht. Die Ausstattung zum Ausbau des Kabelnetzes müsse fast komplett aus dem Ausland importiert werden, führt Mohamed an. Nach der Entwertung der ghanaischen Währung in den letzten Jahren (um 25 Prozent allein 1997) sei es immer schwieriger geworden, das Material in Dollar zu bezahlen. Das erschwert sowohl die Erweiterung als auch die Instandhaltung der Leitungen, die zum Teil noch aus der britischen Kolonialzeit stammen. Ein millionenschwerer Kredit der IFC, der „International Finance Cooperation“, könnte Erleichterung bringen. Doch seit einem Jahr, so hatte bereits Joseph Tetteh aus dem Ministerium für Kommunikation und Technologie beklagt, versucht „Ghana Telecom“ nun vergeblich, den Bedingungen des IFC zu entsprechen. Eine Entscheidung steht noch aus. Von den möglichen Finanzhilfen hängt auch der nächste große Schritt ab: Der Einstand als Internetanbieter. Anders als zum Beispiel die „Deutsche Telekom“ sei GT in dieser Hinsicht ein Spätzünder, so Muinnudin Mohamed. Dabei biete Ghana zur Verbreitung des Internets ein enormes Potential. Doch bislang sei es eben aus finanziellen Gründen nicht möglich gewesen, selber Internetdienstleistungen anzubieten. Im Januar 2002 sollen Surfer auch über „Ghana Telecom“ Zugang zum World Wide Web erhalten.

Internetanbieter

Über 40 Firmen haben bei „National Communications Authority“, kurz NCA, schon die Lizenz für die Bereitstellung von Internetdienstleistungen beantragt. Doch nur neun von ihnen, alle mit Sitz in der Hauptstadt Accra, sind auch tatsächlich tätig geworden. Den anderen sei zumeist bei der Finanzierung die Puste ausgegangen, erklärt T. A. Botchway lakonisch. Botchway ist als Abteilungsleiter für die Lizenzierung von all jenen Unternehmen zuständig, die in irgendeiner Weise mit Kommunikation zu tun haben. Sein Hauptzweck ist die Sprachübermittlung über das Internet bzw. jene Internet-Provider, die eine solche Übermittlung anbieten. Sie ist viel billiger als Sprachübertragung per Telefon. Spezielle Communication Centres, die diese Art der Kommunikation angeboten haben, waren daher sehr beliebt. Doch die NCA steht auf dem Standpunkt, dass eine Erlaubnis für das Betreiben von Internet-Providerdiensten keine Telefondienstleistungen einschließt – auch wenn diese über Internetverbindungen abgewickelt werden. Die Lizenz der Firma „InterCom Data Network“ wurde daher zwischenzeitlich entzogen, doch eigentlich

kann die NCA wenig gegen das lukrative, aber nicht ganz legale Geschäft ausrichten. „Wir haben sogar einmal die Polizei eingeschaltet und die technische Ausrüstung eines Anbieters beschlagnahmt,“ ereifert sich Botchway. Doch auf politisches Geheiß habe alles wieder an seinen Platz zurückgebracht werden müssen. Es fehle der Regierung einfach am Willen, etwas zu unternehmen. Auch Ghana Telecom, durch entgangene Telefongebühren geschädigt, verhalte sich viel zu passiv, stichelt Botchway.

Die Beziehungen zwischen Regierung, NCA, Telefon- und Internetanbietern sind nicht ohne Spannungen. Die „National Communication Authority“ verfüge ja nicht einmal über einen Leiter, hatte Muinnudin Mohammed von „Ghana Telecom“ gesagt. Bisher habe man niemanden gefunden, der über genügend Fachkompetenz verfüge. Der ehemalige Telefon-Monopolist bereitet wiederum den Internetanbietern „Kopfschmerzen“, wie es Edward Ato Sarpong, Leiter von „Africa Online“ in Ghana formuliert. Selbst wenn man „Ghana Telecom“ oder „Western Telesystem“ beim Zugang zum Netz umgehe, müsse man dafür Gebühren bezahlen. Von der Erweiterung des Telefonmarktes im Frühjahr 2002 erwartet Sarpong mehr Wettbewerb und damit niedrigere Preise und mehr Internet-Nutzer. Wer mit einem eigenen Zugang ohne Zeitbeschränkung ins Netz will, muss bei „Africa Online“ im Moment umgerechnet 50 Dollar bezahlen. Zehn Stunden im Monat kosten 40 Dollar. Dementsprechend liegt die Zahl der Kunden mit persönlicher Einwahlmöglichkeit bei nur 2.500, davon sind jeweils 500 Anschlüsse auf Privatpersonen und Institutionen zurückzuführen. Die restlichen 1.500 gehören zu Firmen, vor allem aus den Bereichen Service, Banken, Minenindustrie und Tourismus. Zwar liegt „Africa Online“ deutlich hinter dem Marktführer „Network Computer Systems“ (NCS), der 10.000 Kunden mit eigenem Internet-Anschluss aufweist. Doch mit Servern an fünf sogenannten Points of Presence – in der Hauptstadt Accra, Takoradi im Westen, Tamale im Norden, Kumasi und Obuasi in der Region Ashanti in der Mitte des Landes – könne sich seine Firma zumindest von der geografischen Ausdehnung her als größten Internet-Anbieter des Landes bezeichnen, sagt Sarpong stolz.

Ende 1996 habe „Africa Online“ in Ghana angefangen, mit einem Chef und nur zwei Untergebenen. Auch in anderen Ländern Afrikas ist das Unternehmen, das von einem Kenianer gegründet wurde, präsent. Heute gehört „Africa Online“ zu einer Firma mit Sitz in London, Geräte und auch die Versorgung mit internationalem Zugang werden aus den USA geliefert. Seit einiger Zeit residieren Sarpong und seine Mitarbeiter im GCB Tower, einem der wenigen Hochhäuser Accras, im quirligen Geschäftsviertel Adabakra. Mehr als 50 Angestellte sind hier beschäftigt, fast alle haben die technische Universität in Kumasi absolviert. Gute Leute zu finden, sei neben der schwierigen Infrastruktur das größte Problem, erläutert Edward Ato Sarpong. „Die Universität vermittelt nur Basiswissen. Wir müssen unsere Mitarbeiter erst anlernen.

Dann ist es natürlich frustrierend, sie nach zwei, drei Jahren an eines der Unternehmen zu verlieren, die es wegen der politischen Stabilität in Ghana verstärkt in unser Land zieht.“ Mit höheren Gehältern muss „Africa Online“ daher versuchen, den Abwerbungen zuvorzukommen. Sarpong hofft, dass es bald noch mehr und noch besser ausgebildete Fachkräfte im IT-Bereich geben wird. Der Verbreitung des Internets in Ghana bescheinigt er – berufsbedingt – beste Zukunftschancen und verweist darauf, dass z.B. fast jedes größere Unternehmen im Land inzwischen eine eigene Website habe, auf der es über seine Angebote informiert. Auch in anderen Bereichen werde das Internet sich immer mehr durchsetzen. In den nächsten Jahren wisse jeder Schulabgänger zumindest, was das Internet ist.

6. Projekte im Bildungswesen: Die African Virtual University

„Noch eine Frage aus Simbabwe?“ Nicht nur Simbabwe und Ghana, auch Tansania, Kenia oder Uganda sind dem Java-Kurs zugeschaltet. Der Leiter des Kurses, Robert Nielsen, unterrichtet von Clarksburg, USA, aus. Dort sitzt er vor einem schlichten hellblauen Hintergrund mit der Aufschrift AVU, was für „African Virtual University“ steht. Die „African Virtual University“ ist ein Projekt, das 1997 von der Weltbank ins Leben gerufen wurde. Es gehört zu einem Bereich, in dem das Internet Entwicklungsländern besonderen Nutzen bringen soll, dem Bildungswesen. Im virtuellen Seminarraum erhalten Studenten Zugang zu Wissen, das ihnen die wenigen Universitäten vor Ort nicht bieten können. Live oder per Video können sie an Vorlesungen aus Kanada, den USA und Europa teilnehmen. Soweit die Idealvorstellung der selbst ernannten „Universität ohne Mauern“, die eine halbe Million Studenten in mehr als 20 afrikanischen Ländern erreichen will. Doch die Technologie, auf der die Arbeit der AVU basiert, hat ihre Tücken. Und darum verschwindet Herr Nielsen das ein oder andere Mal vom Bildschirm. Da hilft selbst die riesige Satellitenschüssel nichts, die ebenso wie der zur AVU gehörende Computerraum von der Weltbank finanziert wurde. Auch der Dialog zwischen dem Kursleiter und seinen Zuhörern kommt nur schleppend voran. Über Mikrofon können die Studenten Fragen stellen, doch die Tonqualität lässt zu wünschen übrig. Bis alle beteiligten Länder ihre Bemerkungen gemacht haben, ist die Geduld arg strapaziert worden. Es ist anstrengend, einem Menschen über Stunden am Bildschirm zuzuhören – dass ab und an ein Buch unter einen Projektor gelegt wird, ist da keine rechte Abwechslung.

Doch der einzige Kursteilnehmer gibt sich zufrieden. Nii Armah Tagoe ist kein Student. In der Zeitung hat er gelesen, dass die AVU-Niederlassung an der Universität von Legon eine Einführung in Java anbietet. Seine Firma bezahlt mehr

als 300 Dollar dafür, dass der Software-Programmierer hier 13 Wochen lang seine Kenntnisse erweitern kann. Mehr Interessenten habe man für diesen Kurs leider nicht zusammen bekommen, entschuldigt sich der AVU-Mitarbeiter. Weil die AVU-Zentrale die neuen Seminare zu kurzfristig bekannt gegeben habe, sei ein intensiveres Werben nicht möglich gewesen. Vor allem Wirtschafts- und Informatikkurse hat die virtuelle Universität im Angebot, auf Englisch und Französisch. Eigentlich lohnt sich ein Kurs erst ab zehn Teilnehmern. Denn es gibt bestimmte Fixkosten für die Satellitenübertragung, die an die Weltbank bezahlt werden müssen. Begonnen als kostenloses Projekt, soll die AVU sich inzwischen selbst tragen – mit den Gebühren für die Kurse. Auf viele Studenten wirkt das wohl abschreckend. Doch Ben Gordor, erster Vertreter der AVU an der Universität in Cape Coast, verneint. Auch dort ist die virtuelle Uni präsent. Sie ist quasi eine Lehreinrichtung in der Lehreinrichtung, bekommt von der eigentlichen Universität nur einige Räume und Mitarbeiter gestellt. Er habe nie erlebt, dass die Gebühren ein Hindernis für die Studenten seien, sagt Gordor. Ein viel größeres Problem stelle dagegen die Ausrüstung dar. Die Computer, die 1997 von der Weltbank angeschafft wurden, sind inzwischen veraltet. Neue Geräte müssten angeschafft werden, doch die Weltbank hat sich als Geldgeber zurückgezogen und andere sind nicht in Sicht.

Ortswechsel: Zur Einweihung eines so genannten „Digital Village“ an der Technischen Universität in Kumasi ist sogar der Vizepräsident Ghanas angereist. Er streicht die Bedeutung der Informationstechnologie für sein Land heraus und bedankt sich außerdem bei der Firma „Hewlett Packard“. Sie hat sich bereit erklärt, der Universität 220 Computer zu schenken. Der händeringend gesuchte Investor – in Kumasi ist er gefunden worden. Keshav Singh ist in diesen Tagen zu beschäftigt, um deswegen erleichtert zu sein. Vieles muss noch erledigt werden, um die Honorationen gebührend zu empfangen. Singh war lange Dekan seiner Fakultät, er lehrt als Professor der Physik und leitet die AVU in Kumasi. Dort sind tatsächlich Studenten zu finden, die aufgezeichnete Kurse der virtuellen Universität ansehen. Für sie zahlen ihre jeweiligen Institute, die Einführungen in bestimmte Themenbereiche nicht selbst anbieten können. Geduldig lauschen hier Elektrotechnikstudenten ebenso wie angehende Informatiker den auf Video aufgezeichneten Ausführungen des Mannes vom Bildschirm. Nur ab und zu müssen sie kichern, weil sie dessen amerikanischen Akzent so merkwürdig finden. Verständigungsprobleme gibt es zu Beginn der Kurse oft, bestätigt Singh. Wünschenswert wäre es wohl, wenn irgendwann auch afrikanische Dozenten über die AVU lehren. Doch soweit sei das Programm noch nicht, obwohl die Zentrale der „African Virtual University“ inzwischen von Washington nach Kenia umgezogen ist.

Die AVU – also doch nur ein teures Prestigeprojekt der Weltbank, wie Kritiker monieren? Das möchte Singh, natürlich, nicht bewerten. Die Kurse sind

wichtig, stellt er fest. Ebenso wichtig sei aber der Computerraum, der mit der AVU begann und dank „Hewlett Packard“ enorm modernisiert werden kann. Denn die Universität selbst bzw. die Regierung ist nicht in der Lage, eine adäquate Ausrüstung zu finanzieren – dabei sollen hier in Kumasi die Ingenieure des Landes ausgebildet werden. Im Informatik-Fachbereich mussten sich aber bislang 400 Studenten mit nur 50 Computern arrangieren. Sie alle waren Schenkungen an die Universität. Er könne sich nicht erinnern, sagt Singh, dass in den letzten zehn Jahren Anschaffungen seitens der Regierung gemacht wurden. „In den 80ern war die Situation so schwierig, dass viele Informatik-Studenten nur die Theorie lernen konnten und wahrscheinlich erst nach ihrer Zeit an der Universität einen echten Computer vor sich hatten.“

7. Projekte im Gesundheitswesen: HealthNet Ghana

Eine Ferndiagnose per Internet: Wie ist das Röntgenbild zu deuten? Welche neuen Methoden zur Behandlung gibt es? Was kann z.B. ein Arzt in der Hauptstadt seinem Kollegen an einem abgelegenen Ort raten? – Auch für das Gesundheitswesen wurden Visionen entworfen, wie das Internet in Entwicklungsländern helfen kann. Den Informationsfluss soll es erleichtern, Kommunikation zwischen Medizinern vor Ort und Spezialisten im Ausland ermöglichen. Dieser Idee folgt zum Beispiel „HealthNet“, ein von der privaten Not-Profit-Organisation „SatelLife“ betriebenes System. Laut Homepage versorgt es über 19.500 Mediziner in 150 Ländern mit medizinischem Fachwissen, E-Mail-Kontakt, elektronischen Konferenzen und anderen Dienstleistungen. Mit einfachen Basisstationen und Computernetzwerken auf Telefonbasis soll dadurch ein weltweites Netz von medizinischen Experten entstehen. Doch auch in diesem Fall liegen Theorie und Umsetzung nicht ganz beieinander. Rund 30 Abonnenten hat „HealthNet“ in Ghana, erzählt Daniel Addo, Ansprechpartner der Organisation am „Korle Bu Teaching Hospital“ in Accra. Es sind ausschließlich Mediziner aus der näheren Umgebung, die sich per Newsletter über Herzkrankheiten oder tropische Beschwerden informieren. Warum nur so wenige Ärzte die Angebote beziehen und wie groß der Einfluss des Projekts überhaupt sein kann – darauf möchte Addo eigentlich nicht so gern eingehen. Denn eigentlich ist er an der größten medizinischen Ausbildungsstätte Ghanas Leiter der Bibliothek. Weit über 800 Studenten und Lehrkräfte gehören zum „Korle Bu Teaching Hospital“. Gering seien die Computer-Kenntnisse gewesen, meint Addo. Mit Kursen versucht er, Grundwissen zu vermitteln. Die Computer dafür habe die Schule selbst finanziert.

Vor zwei Jahren seien außerdem Vertreter einer dänischen Organisation da gewesen. Seitdem dauert die „Diskussionsphase“ an. Noch gibt es keine

konkrete Zusammenarbeit. Möglich ist der direkte fachliche Austausch mit einer medizinischen Fakultät in Kopenhagen. Also doch eine Form der vielbeschworenen Telemedicine? Addo konzentriert sich da eher auf das, was jetzt möglich ist – mit Hilfe der vorhandenen Internet-Anschlüsse in seiner Bibliothek. „An einer Universität in Europa gibt es vielleicht Hunderte von wissenschaftlichen Magazinen. Wir können uns kaum mehr als ein Dutzend leisten. Das Internet eröffnet uns einen ganz neuen Zugang zu Informationen.“ Als Beispiel nennt er das Archiv der „National Library of Medicine“ aus den USA. Seit 1960 seien dort Artikel aus 3.000 Publikationen ausgewertet worden. All‘ das ist frei verfügbar im Netz. Doch Ferndiagnosen per Datenhigh-way – in Ghana gibt es sie offenbar noch nicht.

8. Das Betreten von „jungfräulichem Territorium“: Ausländische Investoren

Dass Hewlett Packard, wie bereits erwähnt, ein „Digital Village“ spendiert, hat zwei Gründe. Es soll helfen, die oft beklagte „digitale Kluft“ zwischen reichen und armen Ländern zu schließen. Darum erhält nicht nur die Universität von Kumasi mehr als 200 Computer. Auch an 50 Standorten in der näheren Umgebung soll der Zugang zum Netz ermöglicht werden, um zum Beispiel die Erwachsenenbildung zu fördern. Das ist eine Sache. Darüber hinaus geht es auch um die Vermarktung einer Marke. „Nachdem wir in den USA und Europa erfolgreich waren, sind wir in den asiatisch-pazifischen Raum gegangen. Nun wollen wir auch in Afrika erfolgreich sein“, steckt Thierry Boulanger von „Hewlett Packard“ selbstbewusst ab. Südafrika sei das Sprungbrett für die englischsprachigen Länder des Kontinents gewesen, Marokko habe den Weg für die frankophonen Länder geöffnet. Mit dem Engagement in Ghana soll nun die Präsenz in Westafrika erweitert werden. Das Prinzip folgt dabei den vorhergegangenen Beispielen: Zusammenarbeit mit lokalen Firmen, in Ghana mit CIS. Das soll den Bestand eines Projektes sichern. Und die Sicherheit, dass das erste „Digital Village“ außerhalb der USA Bestand hat, gewährte Ghana nicht nur wegen der bereits bestehenden Infrastruktur. „Hier gibt es eine Regierung, die die digitale Kluft anspricht und ändern will“, erklärt Boulanger. „Hier ist außerdem genug Expertise vorhanden, um das Projekt wirklich nutzen zu können.“

Geradezu ins Schwärmen gerät auch Marc Davies, wenn er von den Voraussetzungen im Land spricht. Neben der Freundlichkeit der Menschen sei er vom Enthusiasmus vieler Ghanaer für das Internet beeindruckt gewesen, als er 1998 bei einer Rucksacktour durch den Kontinent auch in Ghana Station machte. Die Nachfrage nach dem so eingeschränkten Zugang zum Netz sei „dramatisch“ gewesen. Während einer Busfahrt in Rio kam ihm dann die Idee, wie er seine

Leidenschaften für Afrika und das Internet vereinbaren könnte – und daraus entstand schließlich „BusyInternet“. Ungewöhnlich wie die Entstehung dieses IT-Centers ist auch die Biographie ihres Gründers: Als Sohn einer Südafrikanerin und eines Walisen geboren, machte Davies während des Internet-Booms der 90er Jahre sein Geld in den USA. Damit war es ihm möglich, die nach eigener Angabe größte IT-Investition in Ghana zunächst selbst zu finanzieren. Davies beschreibt sein Projekt als „Brutkasten“ für moderne Technologie. Mit mehr als 100 Internet-Anschlüssen und schicken Flachbildschirmen ausgestattet, sieht es auf den ersten Blick aus wie ein großes Internet-Café. Doch das umgebaute Fabrikgebäude bietet außerdem mehrere Konferenzräume und viel Platz für Unternehmen aus dem IT-Bereich. Eingemietet haben sich bereits einige Firmen von der Software-Schmiede bis zum Portal für afrikanische Kunst. Als eine Art Hotel will Davies „BusyInternet“ verstanden wissen. Ein Ort, der mit einer Bandbreite von einem Megabyte optimale technische Bedingungen gewähren und Magnet für eine lebhaft Szene werden soll.

Die Aufbruchsstimmung unter jungen, cleveren Programmierern und Unternehmern aus Ghana sei vergleichbar mit der, die er vor einigen Jahren selbst in New York erlebt habe. „Das hier ist jungfräuliches Gebiet“, begeistert sich Davies. Vielfach ineffizient und nicht transparent erscheint ihm das übliche Management in Ghana. Die Informationstechnologie eröffne ganz neue Möglichkeiten, einen schnelleren Austausch von Informationen, eine zuverlässigere Form der Kommunikation. Auch in anderen afrikanischen Ländern will der Mann, der in Großbritannien, den USA, Brasilien und Ghana lebt, Zentren wie „BusyInternet“ eröffnen. Um durch IT „soziale und wirtschaftliche Entwicklung zu fördern“, wie Davies betont. Geld verdienen lasse sich damit natürlich auch. Ein bislang unberührter Markt mit Potential, niedrige Lohnkosten – weitere Investoren dürften dies bald entdecken und Ghana könnte dabei das Silicon Valley Westafrikas werden.

9. Wo geht's hier zum Silicon Valley? Alte und neue IT-Pioniere

Doch wo genau in Accra lässt sich das ghanaische Silicon Valley aufspüren? Zwei Orte kommen in Frage: Der Sitz von NCS und der GCB Tower, in dem neben dem Internet-Provider Africa Online zahlreiche IT-Firmen residieren. NCS, Anbieter von allem, was mit Kommunikation zu tun hat, steht für die Erfolgsgeschichte eines Mannes, der sich eigentlich nur noch selten in Ghana aufhalten kann. Denn Nii Quaynor ist nicht nur Gründer und Chef von NCS. Als einziger afrikanischer Direktor vertritt er den Kontinent innerhalb der so genannten „Internet-Regierung“ ICANN, die über die Registrierung und Verwaltung aller Netz-Adressen bestimmt. Außerdem leitet er die Internet Task Force der

OAU, ist beratendes Mitglied einer UN-Organisation. Und damit seien nur die wichtigsten Funktionen Quaynors genannt, der nicht ohne Grund als Bill Gates Afrikas bezeichnet wurde. Er selbst nennt sich einen „Vorkämpfer für Informationsfreiheit“, der Ghanas relativ gute Position im Bereich Informationstechnologie mitbestimmt hat. Sein Anliegen verfolgt er mit Ideen, die unbequem sind: „Warum kann nicht jede ausländische Telefongesellschaft, die in Afrika tätig wird, dazu verpflichtet werden, zehn Prozent ihrer dortigen Einnahmen zum Wohl des jeweiligen Landes abzugeben?“

Das Engagement von westlichen Organisationen oder Firmen wie „Hewlett Packard“ und „BusyInternet“ sieht er mit gemischten Gefühlen. Denn ein Land, in dem es an so vielem fehlt wie in Ghana, sei auf jede Art von Hilfe angewiesen. Doch nur von kurzer Dauer könne Hilfe sein, wenn sie nach jahrelanger Art mancher Entwicklungsorganisationen von außen komme, nur ausländische Unternehmen berücksichtige und die Menschen vor Ort zurücklasse, ohne ihnen die Chance gegeben zu haben, sich selbst zu helfen. Mal eben ein paar hundert Computer an einer bestimmten Stelle zu spenden, bringt Ghana nicht über den kritischen Punkt hinweg, kritisiert Quaynor: „Das sind erst Spielzeug-Experimente und dann werden daraus wissenschaftliche Studien darüber, wie Informationstechnologie in armen Ländern angenommen wird.“ „BusyInternet“ mit seinen riesigen Surfmöglichkeiten drohe außerdem, kleineren Internet-Cafés, die von Ghanaern betrieben werden, den Rang abzulaufen. Vielmehr komme es darauf an, den Menschen dort, wo sie leben, Zugang zum Netz zu verschaffen – und sei es in einem kleinen Communication Centre mit nur zwei oder drei PC's. Natürlich Sorge eine Einrichtung der Superlative für viel mehr PR.

Doch auch dem promovierten Informatiker selbst ist die Pflege der Außen- darstellung nicht unbekannt. Im März 2002 wird das nächste Treffen von ICANN in Accra stattfinden, nachdem bei der letzten Bewerbung vor zwei Jahren noch Ägypten den Vorzug erhalten hatte. Diesmal konnte sich Ghana gegenüber der Kandidatur Südafrikas durchsetzen. „Vor ICANN stehen bei dieser Konferenz sehr wichtige Entscheidungen. Wir wollen dabei Accra ins Gedächtnis einbrennen, als Ort, an dem diese wichtigen Entscheidungen getroffen wurden.“ Eine solches Ereignis könne zur weiteren Entwicklung von IT aber nur beitragen. Als entscheidenden Knackpunkt sieht Quaynor die meist vierstelligen Dollarbeträge an, die weiterhin monatlich für internationale Verbindungen bezahlt werden müssen, sowie das fehlende Know-How im Umgang mit moderner Technologie. Dass Ghana einmal an das Vorbild Indien mit seinen auch international gefragten Software-Programmierern anschließen kann, glaubt er nicht. Im Vergleich zu Indien sei Ghana viel zu klein, die Zahl der Absolventen zu niedrig. Von einem „brain drain“, dem Verlust von Spezialisten ins Ausland, möchte der ehemalige Absolvent einer

amerikanischen Universität daher gar nicht sprechen. Auch er selbst sei ja schließlich zurückgekommen.

Zurückgekommen ist auch Kofi Dadzie. Er ging 1996 in die USA, weil er glaubte, nur dort studieren zu können, was ihn wirklich interessierte. In mehreren amerikanischen Firmen, von Austin bis Atlanta, sammelte er praktische Erfahrung und erlebte den Internet-Boom aus erster Hand. Anfang 2001 erfüllte er sich dann einen Traum, die Gründung eines eigenen Unternehmens in seiner Heimat. Soweit die biographischen Parallelen zwischen Quaynor und Dadzie. Darüber hinaus liegen mehr als 20 Jahre Altersunterschied zwischen dem „elder statesman“ der Informationstechnologie in Ghana und einem jener betriebsamen und ehrgeizigen Jungunternehmer, die in Marc Davies' „BusyInternet“ ein- und ausgehen. Dort sei eine Grundlage für moderne Geschäftstätigkeit gelegt worden, ohne die eine Firma wie seine nicht auskommt, führt Dadzie an. Ein schneller Zugang zum Netz, der auch weltweiten Zugang zu Software-Programmen eröffnet, mit denen Entwickler in Ghana über dieselben Ressourcen verfügen könnten wie Kollegen in den USA oder Europa. Der Mitzwanziger selbst residiert einige hundert Meter entfernt im GCB Tower, wo auf wenige Stockwerke geballt zahlreiche IT-Firmen zu finden sind. „Rancard Solutions“ haben Dadzie und sein Mitgründer, ebenfalls Abgänger einer US-Universität, ihr Unternehmen genannt – nach einer französischen Bezeichnung für Information oder Auskunft. Mit weniger als zehn Mitarbeitern in Accra und den USA tüfteln „Rancard Solutions“ an Kommunikationsanwendungen und Programmen, die unter anderem Buchführung und Planung in Firmen erleichtern sollen. Als erste in Afrika entwickelten sie ein System, mit dem Transaktionen über Mobiltelefone möglich sind – in einem Land mit fast 300.000 angemeldeten Handys keine allzu abwegige Erfindung.

Vor fünf Jahren habe in Ghana kaum jemand etwas mit dem Internet anfangen können, heute sei es auf den Straßen der Hauptstadt ein Modewort. Vieles habe sich zuletzt getan. Auf etwa 200 Personen, Firmengründer und innovative Entwickler, schätzt Kofi Dadzie den engen Kreis der „IT-community“ in Accra. Dass er sich in einer privilegierten Position befindet, möchte er dabei nicht allzu sehr hervorkehren. Nein, Banken habe er zur Finanzierung nicht aufsuchen müssen. Sein Vater, ehemals angestellt bei den Vereinten Nationen, hat ihm bei Studium und Firmenaufbau unter die Arme gegriffen. Inzwischen kann Dadzie auf die ersten Kunden verweisen, ein Programm von „Rancard Solutions“ laufe sogar in den USA. Doch nur ganz wenige Unternehmen in Ghana seien in der Lage, Exportfähiges zu schaffen. Es bestehe noch kein etablierter Markt, der hohe Qualität in diesem Bereich nachfrage und Spitzenprodukte hervorbringe. Dabei ist das Potential riesig, sagt Dadzie. Als potentielle Abnehmer seiner Produkte will er künftig nicht nur die ganz großen Organisationen in Ghana ins Auge fassen. „Der Himmel ist unsere Grenze. Wir sehen uns weltweit um.“

10. Brot und/oder Computer? IT in der Entwicklungshilfe

Nur wenige Schritte von den aufstrebenden IT-Unternehmen entfernt, bieten im Geschäftsviertel Accras auch die Straßenhändler ihre Waren feil, bitten Mütter mit Baby im Arm um das Geld der dahineilenden Passanten. Kinder bieten an, Schuhe zu putzen – zur Schule können sie wohl nicht gehen und in ihrem Alltag ist das Internet sicher kein Modewort. Nicht einmal die Hälfte der Jungen und Mädchen in Ghana können die Primarstufe belegen, dabei ist der Schulbesuch im Land eigentlich kostenlos. Doch weil Uniformen und Lernmaterialien bezahlt werden müssen, können es sich viele Familien eben doch nicht leisten, alle ihre Kinder in den Unterricht zu schicken. Mehr als ein Drittel aller Frauen in Ghana können nicht lesen und schreiben. Auf dem Land haben nur rund 40 Prozent der Menschen die Möglichkeit, eine medizinische Grundversorgung in Anspruch zu nehmen. Gerade eine Fahrt durch den strukturschwachen Norden Ghanas relativiert daher all‘ die schönen Ideen von Effizienz und Entwicklung durch IT.

Dass ärmere Länder Nahrungsmittel und Krankenversorgung dringender benötigen als Computer, vertritt nicht zuletzt Microsoft-Gründer Bill Gates. Doch alle Interviewpartner, die ich auch zum allgemeinen Nutzen des Internets in Ghana befragt habe, widersprachen. Wohl auch von Berufs wegen schlossen sie ein „entweder oder“ aus. Natürlich seien Essen und sauberes Trinkwasser unabdingbar und der Investor Marc Davies spottete, ein ghanaischer Bauer brauche keinen PC, sondern gutes Saatgut. Aber Internet-Anbieter wie -Nutzer betonten, dass Ghana kaum eine andere Wahl habe, als zu versuchen, in Sachen IT den Anschluss zu finden. Internet-Pionier Nii Quaynor führte dafür das Ministerium für Landwirtschaft an, das sich zwar eigentlich nur um das besagte Saatgut kümmern muss. Doch hier könnte das Internet, so Quaynor, von großem Nutzen sein: Indem es nicht nur die Zusammenarbeit der Mitarbeiter verbessert, sondern auch Informationen über Wetter oder neue Anbaumethoden zugänglich macht. Die Journalistin Esi Mintah Ghansah entwarf eine Vision, wonach in einigen Jahren Poststationen oder Communication Centres einen Internetanschluss besitzen. So könnten sich die Menschen auch in abgelegenen Gegenden einen Zugang teilen. Dass Organisationen der Entwicklungshilfe das Internet in ihre Überlegungen einbeziehen sollten, bejahten alle befragten Ghanaer. Skeptisch äußerten sich übrigens allein Vertreter deutscher Institutionen im Land, die in Gesprächen darauf hinwiesen, dass diese Technologie noch zu viele Tücken aufweise oder doch wieder nur einer kleinen Elite zu gute kommt.

Eine der ersten Hilfsorganisationen, die Programme zur Förderung von IT auflegten, war USAID. Gemäß dem Versprechen des ehemaligen US-Vizepräsidenten Al Gore – „eine Million PC’s für Afrika, 1000 ans Netz angeschlossene Schulen, 100 vernetzte Universitäten“ – fördert die so genannte „Leland Initia-

tive“ die Verbreitung des Netzes in einigen afrikanischen Ländern. In Ghana begann USAID 1996 mit dieser Initiative, in die seither etwa 800.000 Dollar flossen – angesichts der jährlichen US-Entwicklungshilfe für Ghana in Höhe von 30 Millionen Dollar ein relativ kleiner Betrag. Doch Avril Kudzi, Koordinatorin für Informationstechnologie bei USAID in Ghana, zieht eine positive Bilanz. Die virtuell unterstützten Partnerschaften zwischen amerikanischen und ghanaischen Schulen laufen. Die Kommunalen Lernzentren, die in Cape Coast, Accra und Kumasi finanziert wurden, können sich inzwischen selbst tragen und organisieren. Als Zielgruppe hat die „Leland Initiative“ junge Schulabgänger anvisiert, die im Unterricht bislang meist nicht mit Computern in Berührung kommen – und die durch existenzielle Nöte wie Mangel an Nahrung nicht bedroht sind. Ihnen soll die Vernetzung die Suche nach Arbeit erleichtern. Es könne schon helfen, wenn jemand seinen Lebenslauf nicht mehr handschriftlich, sondern am Computer aufsetzen kann. Eine Gruppe von Frauen habe sich andererseits im Netz danach erkundigt, wie man Pfeffer besser trocknen und verpacken kann, um ihn zu exportieren. Andere suchen auf dem Datenhighway aber auch nach einem Heiratspartner. Die Nutzung hänge eben von den individuellen Bedürfnissen ab, formuliert Entwicklungshelferin Kudzi diplomatisch. „Einen kleinen Beitrag zum Aufbau von IT in Ghana haben wir leisten können“, sagt sie stolz. Von der Wichtigkeit dieses Bereichs ist sie überzeugt: „Wie kann Entwicklung ohne Informationen funktionieren? Und Informationen gibt es im Internet jede Menge.“

11. Krummen Geschäften auf der Spur? Journalisten und das Netz

Recherchen bei „Barclay’s Bank“ in London. Ohne das Internet hätte „Joy FM“ dort nicht nachhaken können. „Joy FM“ in Accra, das ist einer der populärsten Radiosender Ghanas. Weil eine Kollegin zufällig in London war, konnte die Redaktion ihr – per Mail – den Auftrag geben, bei „Barclay’s Bank“ nachzuforschen. Denn den Journalisten von „Joy FM“ kam es merkwürdig vor, wie der neue ghanaische Präsident an ein neues Flugzeug gekommen war. Ein Minister schien das Flugzeug erst ge- und dann mit Gewinn an die Regierung weiterverkauft zu haben; die entsprechenden Transaktionen sollen in London getätigt worden sein. Über das Internet fand „Joy FM“ außerdem die Firma, die das Flugzeug vermittelt hatte. Auch wenn die Recherchen die Vermutungen letztlich nicht beweisen konnten, sind sie für Parlamentsjournalist Ato Kwamena Dadzie dennoch ein gelungenes Beispiel für den enormen Nutzen des Internet. Nicht mehr abhängig sein von wenigen Quellen, der „Ghanaian News Agency“ und Mitschnitten von „BBC World“, darauf komme es an. Auch als sich Ghanas Präsident Kufuor in Kanada aufhielt, sei das Inter-

net hilfreich gewesen. Auf der Internet-Seite der kanadischen Regierung konnte Dadzie die Informationen über den Besuch abrufen, die er sonst nicht erhalten hätte. Denn nur ein sehr kleiner Kreis von Journalisten könne mit dem Präsidenten ins Ausland reisen.

Doch das Internet eignet sich nicht nur als Recherchemittel, meint David Newton, Leiter des „Ghana Institute of Journalism“. Der unbegrenzte Zugang zu zahlreichen Informationen könne auch dazu beitragen, eine Gesellschaft zu demokratisieren. Vor dieser schwierigen Aufgabe steht Ghana als ein Land, das seit der Unabhängigkeit 1957 zahlreiche, nur selten friedliche Regierungswechsel erlebte. Erst im Dezember 2000 endete die Ära des langjährigen Präsidenten J.J. Rawlings, der sich zweimal an die Macht putschte. Er akzeptierte, dass die Menschen einen Mann zum Staatsoberhaupt wählten, den er nicht selbst bestimmt hatte, der stattdessen einer gegnerischen Partei angehört. Trotz dieses gerade für Westafrika ermutigenden Beispiels – das Zusammenspiel der demokratischen Kräfte stehe in Ghana noch am Anfang, so Newton. Als Vorbilder nennt er die USA, Großbritannien oder Frankreich. „Es ist hilfreich für uns zu erfahren, welche Politik diese Länder betreiben. Wie sich Regierung und Opposition dort zueinander verhalten.“ Als Quellen gibt Newton die Homepages von BBC, CNN, „Newsweek“ oder der „Times“ an. Dass damit eine neue Einbahnstraße der Informationen entstehen kann – früher durch die großen Nachrichtenagenturen und jetzt durch das Internet-Angebot weniger westlicher Medien – will der Leiter der staatlichen Journalistenschule Ghanas nicht ausschließen. Doch so sei das eben, meint er lakonisch. Dass die wirtschaftlich stärksten Länder auch die entsprechenden Mittel besäßen, Programme und Nachrichten in alle Welt zu senden. Wichtig für sein Land sei es, die immerhin vorhandenen eigenen Ressourcen zu nutzen, um auch sich selbst im Internet zu präsentieren.

Und damit zurück zu „Joy FM“: Inzwischen sogar preisgekrönt, als beste Website des Landes, präsentiert die Homepage von „Joy FM“ Ghana und natürlich auch den Sender (www.joy997fm.com.gh). Chatten mit dem Lieblings-DJ, die Sendung vom Morgen anhören – all das kann derjenige tun, der sich bei „MyJoyOnline.com“ einwählt. Die Site gehört zu den wenigen afrikanischen Angeboten, die auch in Afrika entwickelt wurden. Viele der insgesamt rund 150.000 Internet-Seiten zu Afrika, davon rund 140.000 zu Südafrika, werden vom Ausland aus ins Netz gestellt, so zum Beispiel auch das Nachrichten-Portal www.newsrunner.com. In den Niederlanden entstanden, kann dort über ghanaische Themen diskutiert werden: Warum geht es der Wirtschaft des Landes so schlecht? Oder auch: Wie kann man einen ghanaischen Mann kulinarisch verführen? Diese Frage stellte übrigens eine amerikanische Studentin und somit gehört sie – zumindest was ihre Herkunft angeht – zu den typischen Usern der Ghana-Seiten. Auch drei Viertel der Nutzer von „MyJoyOnline.com“

leben nicht in Ghana, sagt Esi Mintah Ghansah. Sie ist eine der wenigen Frauen bei „Joy FM“ und wohl eine der ganz, ganz wenigen Webjournalistinnen des Landes. Die Arbeit der 26jährigen unterscheidet sich nicht von Online-Redakteuren anderswo: Dank moderner Technik hat sie mit dem Programmieren der Seiten wenig zu tun. Innerhalb kurzer Zeit kann sie die Nachrichten, die bei „Joy“ auflaufen, auch ins Netz speisen. Von der außergewöhnlichen technischen Ausstattung, die das ermöglicht, können andere ghanaische Redaktionen wohl nur träumen. Wenn es sein muss, loggt sich Esi Mintah Ghansah von einem Internet-Café aus ein und gibt dort Änderungen ein – denn wie ihre Kollegen hat auch sie zwar am Arbeitsplatz Zugang zum Netz, einen eigenen PC kann sie sich aber nicht leisten.

Den Einfluss ihrer Internet-Inhalte auf Menschen in Ghana hält die Webjournalistin denn auch für gering. Fernsehen, vor allem aber das Radio, habe wohl auf längere Sicht eine weitaus größere Bedeutung. Doch „Joy FM“ versteht sich als Vorreiter und will es auch im Online-Bereich sein: So wie sich das rein englischsprachige Programm eher an die Elite im Land wendet, will die Homepage vor allem jene Interessierte erreichen, die sich (gerade) nicht in Ghana aufhalten. Im Durchschnitt besuchen jeden Monat etwa 200.000 Surfer das Angebot, manchmal auch 500.000 – Messwert ist dabei die Zahl der Hits, also aller Seiten, die innerhalb von „MyJoyOnline.com“ angeklickt werden. Zwar gibt es auch andere ghanaische Websites, wie z.B. die Homepage des Internet-Providers NCS. Doch nur „MyJoyOnline.com“ biete so viele aktuelle Nachrichten von vor Ort, erklärt Ghansah mit gewissem Stolz. Nicht zuletzt sei ihre Seite oft auch für Geschäftsleute oder Touristen aus dem Ausland die erste virtuelle Anlaufstelle – und sei es nur, um sich nach Klima und Währung in Ghana zu erkundigen. Auch Ghansah besucht selbst vor allem die Seiten von CNN und BBC. Man müsse sich ja schließlich orientieren, was die Konkurrenz macht, um selber vorne zu bleiben.

12. Schlussbemerkung

Ein hochmodernes Internet-Café, wie es auch in Berlin oder New York stehen könnte, und am Fenster trippelt eine Herde freilaufender Ziegen vorbei. Auf dem Weg zu einem Interview-Partner, der sicher über die großen Chancen des Internets in Ghana schwärmen wird, und durch das Fenster des Taxis strecken sich die Arme eines behinderten Mannes, der um einige Cedis bitet. – Voller Gegensätze blieb die Recherche bis zum Schluss und das ein oder andere Mal schien das eigene Thema gänzlich überkandidelt. Doch schon am nächsten Tag überraschten der Enthusiasmus und die Selbstverständlichkeit, mit der so viele Ghanaer mit dem Netz umgehen. Bilanz zu ziehen fällt des-

halb schwer. Die Aussichten und auch Probleme sind vielschichtig und nur schwer auf den kleinen Nenner zu bringen, den die allgemeine Berichterstattung über Afrika offenbar verlangt. Reich an Eindrücken und glücklich über die einmalige Chance, mir ein eigenes Bild machen zu können, bin ich nach sechs Wochen aus Ghana zurückgekommen – in Gedanken noch bei den vielen so interessanten und freundlichen Menschen, die ich kennen lernen durfte. Für diese wunderschöne und manchmal schwierige Reise möchte ich danken: Allen, die mir in Ghana und Deutschland geholfen haben, der Heinz-Kühn-Stiftung und vor allem Ute Maria Kilian, der Friedrich-Ebert-Stiftung in Accra und insbesondere Petra Petersen-Osei.